Blickpunkt **Lateinamerika**

Das Magazin von Adveniat – Ausgabe 1 | 2019

REVOLUTION HINTER GITTERN
Titel: Oppositionelle werden in Nicaragua zum Schweigen gebracht

SIEBEN KILOMETER FÜR EIN MITTAGESSEN
Versorgungskrise in Venezuela

Liebe Leserinnen und Leser!

In Lateinamerika häufen sich derzeit die Krisen. Ein bedrückendes Beispiel ist Venezuela. Seit sich Oppositionsführer Juan Guaidó zum Interimspräsidenten erklärt hat, ist ein offener Machtkampf zwischen der sozialistischen Regierung von Präsident Nicolás Maduro und der Opposition entbrannt. Millionen Venezolaner haben die Hoffnung auf einen Neuanfang aufgegeben und sind vor der Krise und aus Angst vor politischer Repression ins Ausland geflüchtet. Zurück bleiben vor allem alte Menschen und Mütter mit kleinen Kindern. Erste Anlaufstelle ist in dieser Situation für viele die Kirche (S. 12 – 17).

Daneben gerät die politische Krise in Nicaragua fast in den Hintergrund. In unserer Titelgeschichte (S. 6 – 11) berichtet Thelma Brenes, die Tochter eines politischen Gefangenen, über die Verfolgung und Unterdrückung Oppositioneller in Nicaragua. Ihr Vater, einst selbst Sandinist, hat Präsident Daniel Ortega öffentlich kritisiert und sitzt jetzt im Gefängnis. 23 Jahre Haft fordert der Staatsanwalt. „Regierungsgegner werden zu Freiwild“, beschreibt Adveniat-Referentin Inés Klissenbauer die Situation. Eine Lösung des Konflikts ist nicht in Sicht.

Angesichts solch existenzieller Krisen ist es umso wichtiger, dass es Menschen mit Visionen gibt, die auch in scheinbar ausweglosen Situationen nach vorne blicken, wie der venezolanische Bischof Mario Moronta, den die Adveniat-Kommission im Februar bei ihrem Besuch einer Flüchtlingsunterkunft in Quito, Ecuador, getroffen hat. „Wir müssen die Gesellschaft auf ein neues Fundament stellen“, sagt er. Mit ihm hoffe ich auf eine friedliche Zukunft für die Menschen in Venezuela und Nicaragua. In unserem Nachrichtenportal www.blickpunkt-lateinamerika.de halten wir Sie über die aktuellen Entwicklungen auf dem Laufenden.

Ich wünsche Ihnen eine anregende Lektüre!

Pater Michael Heinz SVD, Hauptgeschäftsführer

Nachrichten aus Lateinamerika 4

Titel

Revolution hinter Gittern **6**
In Nicaragua bringt die Regierung Oppositionelle zum Schweigen

Reportage

Sieben Kilometer für ein Mittagessen **12**
Versorgungskrise in Venezuela

Interview

Korruption und Gier **16**
Bischof Mario Moronta im Gespräch

Hintergrund

Die dreifache Kaffeekrise **18**
Honduranische Kaffeebauern in Schwierigkeiten

Adveniat aktuell 22

Titel: Thelma Brenes mit einem Foto ihres Vaters. Er wurde von jenem Regime inhaftiert, das er einst unterstützt hatte. Foto: Achim Pohl

Rückseite: Bischof Mario Moronta bei der Armenspeisung in der Pfarrei San Rafael Arcángel, Venezuela. Foto: Florian Kopp

Impressum

Herausgeber
Bischöfliche Aktion Adveniat e. V.
Abt. Öffentlichkeitsarbeit
Leiter: Christian Frevel

Redaktion Nicola van Bonn (verantw.)

Mitarbeit an dieser Ausgabe
Knut Henkel, Sandra Weiss, André Wielebski

Unbenannte Artikel und Fotos Adveniat

Namentlich gekennzeichnete Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Dokumentation Dr. Martina Fornet-Ponse

Lektorat Ulrike Anders

Layout und Grafik unikat GmbH, Wuppertal

Druck und Versand Ortmeier Medien

Dieses Heft wurde auf 100 % Recyclingpapier gedruckt.

ClimatePartner
klimaneutral
Druck | ID: 53402-1306-1004

Erscheinungsweise vierteljährlich

ISSN 1433 – 7568

Anschrift der Redaktion
Bischöfliche Aktion Adveniat e. V.
Redaktion Blickpunkt Lateinamerika
Gildehofstraße 2, 45127 Essen
Tel.: 0201 1756-0; Fax: 0201 1756-111
blickpunkt@adveniat.de
www.adveniat.de

Spenden bitte auf unser Konto bei der Bank im Bistum Essen, IBAN: DE03 3606 0295 0000 0173 45
BIC: GENODED1BBE

Selig der Mensch (Psalm 1)

Selig der Mensch, der den Parolen der Partei nicht folgt
und an ihren Versammlungen nicht teilnimmt,
der nicht mit Gangstern an einem Tisch sitzt
noch mit Generälen im Kriegsgericht.
Selig der Mensch, der seinem Bruder nicht nachspioniert
und seinen Schulkameraden nicht denunziert.
Selig der Mensch, der nicht liest, was die Börse berichtet,
und nicht zuhört, was der Werbefunk sagt,
der ihren Schlagworten misstraut.
Er wird sein wie ein Baum, gepflanzt an einer Quelle.

Ernesto Cardenal*, Das Buch von der Liebe. Lateinamerikanische Psalmen, Gütersloher Verlagshaus Mohn 1980, S. 107. Aus dem Spanischen übersetzt und herausgegeben von Stefan Baciu.

Regenwald am Rio Napo. Foto: Achim Pohl

*Papst Franziskus hat den 94 Jahre alten Priester und Befreiungstheologen Ernesto Cardenal kürzlich rehabilitiert. Wegen Cardenals politischen Engagements hatte Papst Johannes Paul II. ihm 1985 die Ausübung des priesterlichen Dienstes verboten.

KOLUMBIEN

ELN-Guerilla verübt Bombenanschlag

Bei einem Bombenanschlag der marxistischen Guerilla-Organisation ELN auf eine Polizeischule in der kolumbianischen Hauptstadt Bogotá sind am 17. Januar 2019 21 Menschen getötet und 80 verletzt worden. In einer auf der ELN-Internetseite veröffentlichten Erklärung hieß es, der Anschlag sei eine Reaktion auf das repressive Vorgehen der Armee. Präsident Duque hat daraufhin die ohnehin ins Stocken geratenen Friedensgespräche abgebrochen.

Ein Mann hatte auf dem Gelände der Polizeischule einen mit Sprengstoff gefüllten Transporter zur Detonation gebracht, als dort gerade eine Zeremonie zur Ehrung von Offizieren und Kadetten stattfand. Die Ermittler identifizierten den Täter, der bei dem Anschlag ums Leben kam, als Mitglied der ELN. Es war der schwerste Terroranschlag seit Beginn der Friedensverhandlungen mit der Regierung.

Bischöfe verurteilen die Gewalt

Die kolumbianische Bischofskonferenz verurteilte die Tat. „Wir lehnen jede Form von Terrorismus und Gewalt ab. Wir trauern und bemühen uns weiter um Frieden durch Dialog, Versöhnung und soziale Gerechtigkeit“, zitierte der vatikanische Pressedienst Fides den Vorsitzenden der Bischofskonferenz, Erzbischof Oscar Urbina Ortega. Die Kirche rufe dazu auf, sich in einem gemeinsamen Friedensprojekt für das Land zusammenzuschließen und den Terrorismus zu bekämpfen, sagte der Generalsekretär der Bischofskonferenz, Elkin Fernando Alvarez Botero.

Kirche als Vermittler?

Auf die kolumbianische Kirche könnte nun die Aufgabe zukommen, in der völlig verfahrenen Situation zu vermitteln. Die ELN hat aufgrund ihrer katholischen Wurzeln traditionell eine Nähe zur Kirche. Bei Geiselfreilassungen fungieren immer wieder katholische Geistliche als Vermittler. Eine Schlüsselrolle kommt dabei dem Erzbischof von Cali, Dario de Jesus Monsalve, zu. Ihm werden gute Kontakte zur Guerilla nachgesagt. Wie die gesamte Bischofskonferenz rief Monsalve bereits in den vergangenen Wochen dazu auf, den Gesprächsfaden nicht abreißen zu lassen, obwohl die Guerilla immer wieder mit neuen Entführungen und Gewalttaten provozierte.

Die Friedensgespräche mit der ELN-Guerilla in Havanna sind derzeit ausgesetzt. Kolumbiens Regierung will sie erst fortsetzen, wenn die ELN entführte Geiseln freilässt und kriminelle Aktivitäten einstellt. (kna)

MEXIKO

Erste Indigene auf „Vogue“-Cover

Die mexikanische Ausgabe der „Vogue“ hat Geschichte geschrieben, indem sie im Januar mit Yalitza Aparicio (26) vom Volk der Mixteken erstmals eine indigene Schauspielerin auf die Titelseite gehoben hat. Aparicio

wurde international bekannt durch den Film „Roma“ des mexikanischen Regisseurs Alfonso Cuarón, in welchem sie das indigene Kindermädchen Cleo spielt, das Anfang der 1970er-Jahre in Mexiko-Stadt als Angestellte einer Oberschichtfamilie arbeitet. „Roma“ wurde im vergangenen Sommer auf den Filmfestspielen in Venedig mit dem Goldenen Löwen ausgezeichnet und hat drei Oscars gewonnen.

Dass bislang in Werbung und Medien hellhäutige Menschen bevorzugt werden, obwohl sie in Mexiko die Minderheit bilden, sei Ausdruck der immer noch vorherrschenden Machtverhältnisse, meint die spanische Zeitung „El País“. Studien haben ergeben: Je dunkler die Hautfarbe und je deutlicher die indigenen Züge, desto weniger Chancen hat ein Mexikaner oder eine Mexikanerin, gesellschaftlich akzeptiert zu werden. Das spiegelt sich auch in den Schönheitsidealen wider.

Ähnliche Reaktionen schon 1974 in den USA

Vor diesem Hintergrund gab es vor allem in den sozialen Netzwerken kontroverse Diskussionen darüber, dass die Modezeitschrift „Vogue“ eine Frau in indigener Tracht auf dem Titelbild zeigt. Die „Vogue“ setzt damit nicht zum ersten Mal ein klares Zeichen gegen Rassismus und für die Akzeptanz kultureller Vielfalt. Als 1974 mit Beverly Johnson die erste Afroamerikanerin auf dem Cover der US-Ausgabe der „Vogue“ abgebildet wurde, hagelte es ebenfalls Beleidigungen für das Model und die Zeitschrift. Das Cover wurde zu einer Ikone. Yalitza Aparicio erklärte, sie sei stolz auf ihre indigenen Wurzeln. (bs)

Links: Yalitza Aparicio. Foto: Milton Martínez/Secretaría de Cultura de la Ciudad de México, Flickr, CC BY 2.0

Linke Seite: Wandbild in Kolumbien. Foto: Jürgen Escher

Weitere Nachrichten und Hintergrundberichte finden Sie täglich auf unserer Homepage
→ **www.blickpunkt-lateinamerika.de**

ARGENTINIEN

Bischof Angelelli wird in La Rioja seliggesprochen

43 Jahre nach seinem gewaltsamen Tod wird der argentinische Bischof Enrique Angelelli zusammen mit den Priestern Carlos Murias und Gabriel Longueville sowie dem in der katholischen Landbewegung engagierten Mitarbeiter Wenceslao Pedernera seliggesprochen. Alle vier waren während der Militärdiktatur im Sommer 1976 innerhalb weniger Wochen ermordet worden.

Die Feier findet am 27. April 2019 in La Rioja, Provinzhauptstadt und Bischofssitz, statt.

Am 24. März 1976 hatten sich rechte Militärs in Argentinien an die Macht geputscht. Ihnen war Bischof Angelelli in La Rioja schon seit längerem ein Dorn im Auge, weil er sich öffentlich für die Rechte von Arbeitern und Kleinbauern einsetzte. Auf der Rückreise von einem Gottesdienst für die bereits zuvor ermordeten Priester Carlos Murias und Gabriel Longueville wurde sein Wagen von einer Landstraße abgedrängt und überschlug sich. Als Angelellis Beifahrer später das Bewusstsein wiederlangte, fand er den Bischof einige Meter entfernt mit eingedrücktem Schädel.

Die offizielle Version eines Autounfalls wurde von der Bischofskonferenz nicht angefochten. Erst nach dem Ende der Diktatur kam eine gerichtliche Untersuchung zu dem Schluss: Es war ein Auftragsmord. Im Juli 2014, fast 38 Jahre nach der Tat, wurden schließlich zwei Ex-Militärs zur Verantwortung gezogen und zu lebenslanger Haft verurteilt. (Fides, kna)

Blickpunkt Lateinamerika hat dem argentinischen Märtyrer-Bischof Angelelli eine Sonderausgabe gewidmet. Bestellungen per Mail: blickpunkt@adveniat.de

Revolution hinter Gittern

IN NICARAGUA BRINGT DIE REGIERUNG OPPOSITIONELLE ZUM SCHWEIGEN

TEXT: ANDRÉ WIELEBSKI, FOTOS: ACHIM POHL

In Nicaragua bringt die Regierung Oppositionelle systematisch zum Schweigen. Auch Carlos Brenes, ein einstiger Kampfgefährte Daniel Ortegas, sitzt im Gefängnis. Sein Schicksal zeigt, warum ehemalige Revolutionäre sich von der sandinistischen Partei abwenden und welche politischen Gräben die Gesellschaft im einstigen Sehnsuchtsland der politischen Linken spalten.

Als am Abend des 28. August 2018 das Handy von Thelma Brenes (34) klingelt, hofft sie, erlöst zu werden. Erlöst von der Ungewissheit, ob es ihrem Vater gut geht und ob ihm die Flucht aus Nicaragua gelungen ist. Doch statt der erhofften Erlösung markiert dieser Abend den Beginn einer Leidenszeit: Auf dem Handy ist das Bild ihres Vaters zu sehen, er trägt Handschellen und wird von vermummten Polizisten festgehalten. Carlos Brenes (63) kämpfte in der nicaraguanischen Revolution 1978 an der Seite der Sandinisten, der linken Revolutionäre, gegen die blutige Somoza-Diktatur. Die Sandinisten gewannen den Krieg. Doch inzwischen regiert Brenes' ehemaliger Weggefährte Daniel Ortega das Land mit autoritärer Hand – Oppositionelle werden unterdrückt und ermordet. Das hat Carlos Brenes stets kritisiert – und zahlt nun den Preis dafür. Aus Thelma Brenes' Sicht spiegelt sich in der Geschichte ihres Vaters der politische und gesellschaftliche Wandel in Nicaragua: Aus Freunden wurden Feinde. Die Revolution sitzt hinter Gittern.

ER KAM NIE AN

Thelma Brenes kam 2008 mit einem Stipendium nach Deutschland und studierte an der Universität Göttingen Agrarökonomie. Ihr Ehemann Steven Parchwitz nahm nach Studienabschluss einen Job in Den Haag an. Seitdem lebt auch sie dort. Heute, an einem sonnigen Wintertag 2018, sitzt Thelma Brenes in einem Den Haager Café und erzählt die Geschichte ihres Vaters. Am Tag seiner Festnahme war Carlos Brenes auf dem Weg von seiner Finca im nicaraguanischen Masatepe zu seinem Sohn nach Costa Rica. „Ich habe die ganze Zeit darauf gewartet, dass mein Bruder aus Costa Rica schreibt: ‚Er ist angekommen. Wir sind jetzt zusammen'", sagt Brenes. Doch die Nachricht kam nicht. Stattdessen schrieb →

Oben: Carlos Brenes (Mitte) in den 1970er-Jahren als überzeugter Sandinist.

Links: Thelma Brenes im Winter 2018 in Den Haag.

Auf dem alten Foto ist Thelma Brenes zusammen mit ihrem Vater zu sehen.

zuerst ein Universitätskollege, dass er gehört habe, was mit ihrem Vater geschehen sei. Es tue ihm leid. „Ich war verwirrt“, erinnert sie sich, „schließlich wusste ich von nichts. Ich war sicher, dass der Kollege sich auf die Anklage bezog.“ Wenig später wurde ihr klar, was der Kollege gemeint hatte: Per WhatsApp-Nachricht erhält sie das Bild ihres Vaters in Handschellen. Dann veröffentlicht die Regierung die Fotos auf Facebook. „Wir waren schockiert und traurig. Wir haben es nicht verstanden.“ Thelma Brenes Stimme stockt immer wieder, als sie von den sich überschlagenden Ereignissen berichtet. Der 63-jährige Carlos Brenes ist zuckerkrank und die medizinische Versorgung in den Gefängnissen Nicaraguas ist mangelhaft. „Mein Vater wird sterben, war mein erster Gedanke.“.

Die Situation im Land gleiche einem Bürgerkrieg. Für Thelma Brenes ist offensichtlich, dass Präsident Ortega versucht, seine Kritiker zum Schweigen zu bringen. Als Pressesprecher einer kritischen Vereinigung von Ex-Militärs sei ihr Vater Ortega ein Dorn im Auge. Bereits 1990 habe er sich von den Sandinisten abgewandt, da sich die Parteioberen mit Geld und Immobilien selbst bereicherten.

BLUTIGE STRASSENKÄMPFE

Ein Rückblick auf die Anfänge des aktuellen Konflikts zeigt, wie tief gespalten die Gesellschaft sowie Regierung und Opposition bereits zuvor waren. Im April 2018 kündigte Ortega eine Rentenkürzung an, die das Fass zum Überlaufen brachte. Die Bevölkerung reagierte mit heftigen Protesten. Es folgten blutige Straßenkämpfe zwischen Demonstranten und der Polizei. „Die Regierungsgegner kommen aus ganz unterschiedlichen Milieus: Studenten, Bauern, Unternehmer, Umweltschützer, Feministinnen sowie Vertreter von Bürgerorganisationen und der Kirche gehören dazu“, erklärt Inés Klissenbauer, die Nicaragua-Expertin des Lateinamerika-Hilfswerks Adveniat in Essen. „Hintergrund für die schweren Proteste war der jahrelange schleichende Abbau demokratischer Rechte“, sagt Klissenbauer. Es gebe keine Opposition innerhalb der Partei mehr, Ortega lasse keine internationale Wahlbeobachtung zu und Kritiker würden festgenommen. Nach Angaben lokaler Menschenrechtsorganisationen starben seit Beginn der Proteste bis zu 500 Menschen, laut nicaraguanischer Regierung sind es 199.

Medien vor Ort berichten, dass regierungstreue, paramilitärische Einheiten Oppositionelle ermorden. „Diese Todesopfer wird man Ortega als Politiker und als Mensch nicht verzeihen“, sagt Sergio Rakotozafy, Vertreter der Organisation „SOS Nicaragua Deutschland“, in einem telefonischen Interview. „Das ist das Ende der Partei. Es gibt keine Zukunft mit Ortega.“ Rakotozafy erklärt: „Die Situation eskaliert seit Jahren; diese Bewegung gegen Präsident Ortega ist nicht erst vor ein paar Monaten entstanden. Der große Unterschied zwischen den Protesten 2018 und den Jahren davor sind die vielen Todesopfer. Das Gefühl, dass Straflosigkeit und Immunität für die Aggressoren gelten, nimmt in der Gesellschaft immer weiter zu.“ In Nicaragua hätten die Menschen Freiheit und Recht verloren, schließt er.

Thelma Brenes sieht noch einen weiteren entscheidenden Auslöser für die Proteste: „Mein Vater sagte immer: ‚Es ist eine Schande, dass die Regierung den jungen Menschen keine Chancen bietet‘“. Es habe ihn aufgeregt, dass seiner Tochter keine andere Wahl geblieben sei, als das Land zu verlassen, um ihre beruflichen Pläne und Träume zu verwirklichen. „Er wollte, dass Ortega zurücktritt.“ Als Pressesprecher einer Gruppe ehemaliger Militärs las Carlos Brenes am 17. Mai 2018 ein Manifest vor, das den Rücktritt Ortegas und die Rückkehr zur Demokratie forderte.

ZU BESUCH IM GEFÄNGNIS

Zwei Tage nach der Verhaftung ihres Vaters brach Thelma Brenes nach Nicaragua auf. „Die Behörden haben uns gewarnt, dass ich auch festgehalten werden könnte. Aber ich musste ihn sehen.“ Am 3. September 2018 besuchte sie ihn im Hochsicherheitsgefängnis von Managua, der Hauptstadt Nicaraguas. „Ich musste acht Stunden in einem kleinen Raum warten. Dann konnte ich ihn für 15 Minuten sehen. Es war eine Qual“, berichtet sie. Das Erste, was ihr Vater gesagt habe, war: „Das alles hier ist eine Lüge.“ Beamte machten Fotos vom Vater-Tochter-Treffen und bewachten die Zusammenkunft.

Große Sorge bereitet Thelma Brenes die medizinische Versorgung ihres Vaters, der auf Insulin angewiesen ist. „Er dürfte nach der Menschenrechtskonvention wegen seiner chronischen Erkrankung eigentlich gar nicht eingesperrt sein. Ein Hausarrest wäre angebracht“, sagt sie. Die nicaraguanische Menschenrechtskommission Comisión Permanente de Derechos Humanos (CPDH) kritisierte im Oktober 2018 die medizinische Versorgung in den Gefängnissen Nicaraguas und sprach dabei explizit den Fall Carlos Brenes an. Angehörige versorgen ihn mit Essen und Medikamenten. Bislang kam es zu keinem schwerwiegenden Notfall. Auch konnte Thelma Brenes ungehindert nach Deutschland zurückkehren. →

Traumaarbeit mit Gewaltopfern

Die politische Krise in Nicaragua hinterlässt tiefe Wunden in der Gesellschaft: Bis zu 500 Menschen sind bei den gewaltsam niedergeschlagenen Protesten gegen die Regierung Daniel Ortegas zu Tode gekommen, Tausende wurden verletzt, Hunderte inhaftiert und mehr als 50.000 sind ins Nachbarland Costa Rica geflohen. Die Menschen leiden nicht nur unter der politischen Polarisierung, die Gemeinden und Familien entzweit, sondern auch unter dem Verlust von Arbeit und Einkommen als Folge einer wirtschaftlichen Krise. Um die Opfer mit ihrer Trauer und ihren Erfahrungen nicht allein zu lassen, schult die Kirche im Bistum Estelí sowie im Erzbistum Managua mit Unterstützung von Adveniat mehr als 400 pastorale Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Sie sollen traumatisierte Menschen spirituell und psychologisch begleiten sowie Trauerarbeit leisten. Da es in Nicaragua kaum Angebote für psychologische und therapeutische Hilfen gibt, ist dieses Projekt dringend notwendig.

Wenn Sie Adveniat dabei unterstützen wollen, Opfer von Gewalt spirituell und psychologisch zu betreuen, dann füllen Sie bitte die Einzugsermächtigung auf der letzten Heftseite aus (Stichwort: Frieden und Menschenrechte), oder überweisen Sie Ihre Spende direkt auf das Adveniat-Konto bei der Bank im Bistum Essen:
IBAN DE03 3606 0295 0000 0173 45, BIC GENODED1BBE.

¡Muchas gracias!

Für die Angehörigen wie für die Gefangenen sei die Situation kaum zu ertragen, sagt Thelma Brenes. Mit sechs Litern Wasser pro Woche müsse ihr Vater auskommen, seinen Rechtsanwalt habe er jeweils für fünf Minuten vor den bisherigen zwei Gerichtsverhandlung gesehen. Auch Adveniat-Expertin Klissenbauer kritisiert die Situation in den Gefängnissen: „Es gibt keine Medikamente und kein Essen. Auch von Folter wird berichtet." Carlos Brenes wird über die offiziellen Kommunikationskanäle der Regierung bereits vor dem Urteilsspruch als Terrorist bezeichnet. „Die Anklage ist sehr allgemein gehalten und strotzt vor Widersprüchen", sagt Thelma Brenes. Durch

die Veröffentlichung der Fotos Verhafteter in sozialen Netzwerken betreibt die Regierung Rufmord, sagt Adveniat-Expertin Klissenbauer: „Regierungsgegner werden zu Freiwild."

LAND DER HOFFNUNG

Für die politische Linke in Deutschland war Nicaragua lange ein Sehnsuchtsort. Dort, wo die linke Revolution in den 1970er-Jahren siegte und eine gerechtere Gesellschaft entstehen sollte. Solidarität mit Nicaragua gehörte zum guten Ton. Und in der Tat verbuchte die sandinistische Regierung Erfolge: Investitionen in die Infrastruktur ließen den Tourismus boomen. Alphabetisierungskampagnen sowie Reformen im Bildungssektor und in den Sozialsystemen kamen breiten Bevölkerungsschichten zugute. Wegen zunehmend autoritärer Staatsführung wendet sich die öffentliche Meinung mittlerweile gegen Präsident Ortega und die sandinistische Partei. Aber Experten sehen auch die Opposition kritisch. Dazu gehört der Journalist Jan Schwab. Die Opposition unterwerfe sich einer „rechten Hegemonie, die vom Unternehmerverband COSEP, über Teile der katholischen Kirche, US-finanzierte NGOs, bis hin zu Studierenden der Privat-Unis, der sozialdemokratischen Partei MRS und der nominell linken Anti-Kanal-Bewegung reicht". Er befürchtet, dass die wenigen Sozialprogramme, die Ortega angestoßen hat, zurückgedreht würden. „Die Ortega-Regierung ist angesichts dieser neoliberalen Gegenbewegung eine sozialdemokratische Verteidigungslinie der Armen sowie der Arbeiterinnen und Arbeiter gegen die Aggression ihrer Eliten und der US-Administration. Diese Regierung Ortegas ist scharf zu kritisieren für ihre fehlerhafte Politik und verschenktes Potenzial. Sie ist aber, solange die Nicht-Sandinisten-Linke es nicht schafft, sich von ihrem Opportunismus zu lösen und sich als eigenständige Kraft abseits der gesellschaftlichen Rechten zu etablieren, leider derzeit alternativlos", so sein Urteil.

EIN NEUES NICARAGUA

„Wir müssen einen Strich ziehen unter die Geschichte der Sandinisten. Das war gestern – wir brauchen ein neues Nicaragua", sagt Thelma Brenes. „Es hat nicht geklappt, basta!" Sie hat keine Hoffnung, dass ihr Vater freikommt. Die Staatsanwaltschaft fordert 23 Jahre Haft. „Andere Oppositionelle wurden zu 99 Jahren Gefängnis verurteilt; Menschen, die an den Blockaden teilnahmen, für 30 Jahre", sagt sie und fügt hinzu: „Ich fühle mich hilflos. Wir müssen mit dem Schlimmsten rechnen, es sind auch schon Leute im Gefängnis gestorben." Oft habe sie ein schlechtes Gewissen, dass sie selbst im wohlhabenden Europa in Sicherheit sei und ihre Familie im krisengeschüttelten Nicaragua um Leib und Leben fürchten müsse – das zehre an ihr. Thelma Brenes hatte gehofft, eines Tages mit ihrem Mann nach Nicaragua zurückzukehren. Diese Hoffnung hat sie vorerst aufgegeben.

Chronologie der Ereignisse

18. April 2018	Es kommt zu Massenprotesten, nachdem Präsident Daniel Ortega eine Rentenkürzung und Sozialversicherungsreform angekündigt hat.
22. April 2018	Präsident Ortega nimmt die Reform zurück, nachdem mindestens 25 Menschen bei gewaltsamen Protesten ums Leben gekommen sind. Die Proteste ebben nicht ab und richten sich jetzt gegen die autoritäre Staatsführung von Daniel Ortega.
16. Mai 2018	Der „Nationale Dialog" beginnt: Die Kirche vermittelt zwischen der Regierung und verschiedenen Akteuren der Zivilgesellschaft (Unternehmer, Studierende, soziale Bewegungen).
9. Juli 2018	Ein Mob attackiert und verletzt Geistliche, darunter Kardinal Leopoldo Brenes und Weihbischof Silvio Baez, nachdem die Kirche zuvor in mehreren Städten Demonstranten Schutz vor Gewalt gegeben hatte.
16. Juli 2018	Das Parlament verabschiedet ein neues Antiterrorgesetz. Kritiker werfen der Regierung vor, die sozialen Proteste zu kriminalisieren.
23. Juli 2018	Ortega erklärt, dass er nicht zurücktreten wird. Der „Nationale Dialog" wird für unbestimmte Zeit ausgesetzt.
28. November 2018	US-Präsident Trump unterzeichnet ein Dekret, das die nicaraguanische Regierung für Verletzungen der Menschenrechte sanktioniert.
27. Februar 2019	Wiederaufnahme des „Nationalen Dialogs" auf Initiative der Kirche.

Rechts: „Bringt uns nicht um – Freies Nicaragua" steht auf dem Transparent der Demonstranten am 28. Juli 2018 in Managua. Foto: Klaus Ehringfeld

Sieben Kilometer für ein Mittagessen

VERSORGUNGSKRISE IN VENEZUELA

TEXT: SANDRA WEISS, FOTOS: FLORIAN KOPP

So schnell wie seine 65 Jahre und sein ausgemergelter Körper es ihm erlauben, überquert Enrique Araque den schattigen Platz der venezolanischen Kleinstadt El Piñal. Sein Ziel: Die Pfarrei von San Rafael Arcángel, genauer gesagt, das Mittagessen, das es dort jeden Tag gibt. Er schwitzt in der tropischen Hitze, gönnt sich aber keine Pause. Denn er ist ein wenig verspätet und hat Angst, dass nichts mehr übrig ist, wenn er ankommt. Sieben Kilometer ist er für dieses Essen zu Fuß gelaufen. „Es fuhr mal wieder kein Bus", erklärt er atemlos, als er auf einem der Plastikstühle Platz nimmt. „Das hier ist ein Segen", sagt er und deutet mit ausladender Geste auf den Speisesaal flankiert von einem kleinen Innenhof. „Es ist ein Werk, das auf dem Felsen des Glaubens gebaut wurde, nicht auf dem Sand der Menschen." Araque ist Poet und Maler.

In der Küche der Pfarrei von San Rafael Arcángel kochen Ehrenamtliche für Bedürftige.

Vor ihm warten mehrere Dutzend Menschen geduldig in der Schlange. Ein Großteil hat die 60 überschritten, aber es sind auch einige junge Frauen mit ihren Kindern darunter. Für die meisten von ihnen werden der Reis mit Gemüse, das Hühnerfleisch, die Bohnen und Arepas, traditionelle Fladen aus Maismehl, die einzige Mahlzeit am Tag sein. Venezuela ist durch die sozialistische Mangelwirtschaft, durch Hyperinflation und den Verfall der Erdölpreise in die Krise gerutscht. Viele hungern, vor allem alleinerziehende Mütter und ältere Menschen, so wie Araque. Sein Sitznachbar, ein pensionierter Unteroffizier, macht eine Rechnung auf, die für Gesprächsstoff sorgt: „Ein Karton Eier kostet 450 souveräne Bolivares, das ist ein Viertel meiner Rente und des monatlichen Mindestlohns." Das ist der Preis von Oktober 2018. Er steigt wegen der Hyperinflation täglich und beträgt mittlerweile 2.500 Bolivares.

Gesprächsthema Nummer zwei ist die mangelhafte Gesundheitsversorgung. Gerade ältere Menschen, die häufig regelmäßig Medikamente einnehmen müssen, leiden darunter. Die Blutdrucktabletten, auf die Araque angewiesen ist, gibt es in Apotheken und Krankenhäusern schon lange nicht mehr. Die Pfarrei von El Piñal springt auch hier in die Bresche. Im Pfarrladen bei der ehrenamtlichen Mitarbeiterin Tania Zambrano hat Araque oft Glück und erhält eine Ration Tabletten.

Schlechter ist dran, wer auf stationäre Behandlung in einem Krankenhaus angewiesen ist. Im Provinzkrankenhaus von San Cristóbal bröckelt nicht nur der Putz von den Wänden, oft fällt der Strom aus, die Krankenpfleger klagen über zu wenig Reagenzgläser, defekte Labore, verunreinigte Operationssäle und kaputte Betten. Sogar Spritzen und Verbandsmaterial müssen die Patienten selbst mitbringen, wie ein Zettel am Eingang verkündet. Immer wieder demonstrieren Ärzte und Pflegepersonal und verlangen von der Regierung Lösungen – bislang erfolglos. Die Krise hat dazu geführt, dass ausgerottete Krankheiten wie Gelbfieber neuerdings wieder auftreten. Viele Kinder können mangels verfügbarer Impfstoffe nicht geimpft werden. „Hier lauert eine Zeitbombe", sagt eine Ärztin, die aus Angst vor Repressionen ihren Namen nicht nennen will. Journalisten ist der Zugang zu Krankenhäusern verboten und nur über Hintertreppen, vorbei am regierungstreuen Wachpersonal, möglich.

OFFIZIELL GIBT ES KEINEN HUNGER

Nach offizieller Lesart der Regierung gibt es in Venezuela weder Mangelversorgung noch Hunger. Aber irgendwann war die existenzielle Not vieler Menschen vor den Türen des Pfarrhauses in El Piñal nicht mehr zu übersehen. „Vor vier Jahren begannen einige, hier vor der Kirche auf den Parkbänken zu schlafen und zu betteln", erzählt die ehrenamtliche Mitarbeiterin Zambrano. „Da haben wir beschlossen, dass wir etwas tun müssen." Pfarrer Jhonny Arias stellte den Anbau des Pfarrhauses – eigent- →

Für die Jugend gibt es in dem heruntergewirtschafteten Land keine Perspektiven.

In den Krankenhäusern wird der Mangel besonders sichtbar. Hier fehlt es an allem.

Bischof Mario Moronta bei der Armenspeisung in der Pfarrei San Rafael Arcángel.

lich ein Tagungszentrum – zur Verfügung. Seither gibt es dort, dank vieler Spenden und ehrenamtlicher Mitarbeit, jeden Tag bis zu 200 Mittagessen. Mit der Unterstützung von Bischof Mario Moronta, der seine Beziehungen und sein Charisma spielen lässt, finden Medikamente und Lebensmittel auf verschlungenen Pfaden, die meist über das benachbarte Kolumbien führen, ihren Weg nach Venezuela. Solange die venezolanische Regierung die Krise leugnet und humanitäre Hilfe ablehnt, sind offizielle Hilfslieferungen unmöglich. „Das ist absurd“, meint Araque. „Sie wollen nur nicht zugeben, dass sie versagt haben, und opfern für ihren Stolz Menschenleben.“

Araque ist politisch engagiert, ein gebildeter Mann. Nie hätte er gedacht, dass er einmal auf karitative Unterstützung angewiesen sein würde, dass er sich nicht mehr selbst versorgen könnte. Als Sohn einer Kolumbianerin und eines Venezolaners hat er nach dem Abitur gekellnert, anschließend einen Abschluss als Buchhalter gemacht und einen landwirtschaftlichen Betrieb verwaltet. Später ging er eine Zeit lang nach Kolumbien, um sich der bildenden Kunst zu widmen – er malte, tuschte und meißelte. Hauptsächlich arbeitete er als Kunstlehrer, aber auch als Türsteher in einer Disko und als Nachtwächter. Viel Geld hatte Araque nie, aber für seinen bescheidenen Lebensstil reichte es. Für geringen Lohn arbeitete er mit benachteiligten Jugendlichen in den Armenvierteln von Medellín – aus Überzeugung. Soziales Engagement ist ihm wichtig. Als die Sozialisten in Venezuela an die Regierung kamen, kehrte er zurück, voller Hoffnung und Ideen für ein besseres Venezuela.

SENSIBEL WERDEN FÜR DAS LEID ANDERER

Doch der Traum zerplatzte. „Durch die vielen Dollar aus dem Erdölgeschäft“, sagt er bitter und lässt unausgesprochen, dass der Dollarsegen vor allem in Kanälen der korrupten Machtelite verschwunden ist. Er blickt ernst über seine schwarze Brille, wie ein Professor. „Ein Land, in dem es mehr Nachtclubs als Buchhandlungen gibt, hat keine Zukunft“, fügt er hinzu. Nie hat Araque gebettelt. Auch nicht, als sein Portemonnaie immer dünner wurde und die Preise täglich stiegen. Lieber verkleinerte er die Ration, irgendwann gab es nur noch einen Kaffee zum Frühstück und Reis zum Mittagessen. Geheiratet hat er nie und auch keine Kinder, die ihn unterstützen könnten. Araque war zu stolz, um um Hilfe zu bitten. Lieber magerte er ab. Kunstunterricht gab er weiterhin, auch, als die Regierung aufhörte, ihn für seine Kurse zu bezahlen. „Früher hatte ich alles. Deshalb ist es für mich verdammt hart, andere um Hilfe zu bitten“, sagt er leise und deutet auf sein Herz. „Da tief drinnen tut es weh. Aber so lernst du, sensibler für das Leid anderer zu werden.“

Tania Zambrano lernte ihn bei einem Kinder-Malkurs kennen. „Er war nur noch Haut und Knochen“, erzählt sie. Am nächsten Tag tauchte Araque verschämt in der Pfarrei auf. Mit seiner besten Hose, die er hatte enger machen lassen, und einem seiner wenigen noch heilen Polo-Shirts. Auch diesmal schaut er nach dem Mittagessen im angeschlossenen Pfarrladen vorbei. „Vielleicht finde ich dort eine Hose oder ein Hemd“, sagt er verschmitzt. Neben gebrauchter Kleidung gibt es hier auch Schulhefte und Stifte, denn all das ist in den Geschäften, die längst nach den Regeln des Schwarzmarkts funktionieren, unerschwinglich.

DAS LETZTE ABENDMAHL

Araque schaut sich Hemden und Hosen an, findet aber nichts in seiner Größe. „Nächste Woche bekommen wir wahrscheinlich neue Sachen“, vertröstet ihn Zambrano. Araque quittiert es mit einem Lächeln. „Früher war ich aufbrausend und intolerant“, erzählt er. „Die Krise hat mich duldsam gemacht. Wir müssen zusammenhalten, wie eine Familie.“ Geborgenheit und Freundschaften – das sei ihm ebenso wichtig wie eine warme Mahlzeit. Aus Dankbarkeit hat er dem Pfarrer ein Bild gemalt: Das letzte Abendmahl als buntes Relief, gemalt auf Pappmaché aus Eierkartons. Jeder der zwölf Apostel ist mit Namen aufgeführt. „Keiner kennt heutzutage noch ihre Namen“, erklärt Araque. „Dabei sind sie die Begründer unseres Glaubens, und jeder Einzelne steht für eine menschliche Charaktereigenschaft.“ Sein großer Traum ist, dass das Bild als Großformat vielleicht bald die Außenwand der Pfarrei ziert. Sofern Farben aufzutreiben sind.

Künstler Enrique Araque mit seinem Bild des letzten Abendmahls auf Pappmaché.

Korruption und Gier

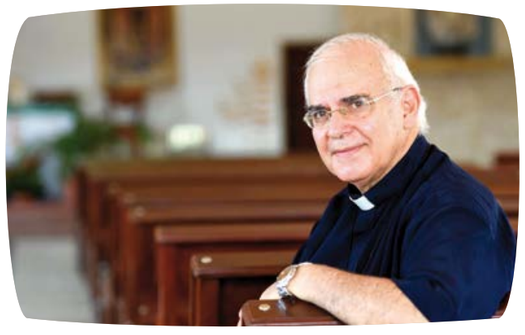
Mario Moronta, Bischof von San Cristóbal im venezolanischen Bundesstaat Táchira, sieht keine Lösung des Konflikts in einer Intervention von außen. Er setzt auf die Solidarität der Bürgerinnen und Bürger und auf einen moralischen Neuanfang, der auf christlichen Werten beruht. Sandra Weiss hat ihn interviewt.

Wie geht es den Menschen derzeit in Venezuela?
Für Außenstehende ist schwer zu verstehen, was hier vorgeht, denn es ist unlogisch, dass ein so reiches Land so arm ist. Für alles muss man Schlange stehen, sogar für Benzin, wo wir doch ein Ölland sind! In einem Land, das Asphalt und Zement produziert, strotzen die Straßen vor Schlaglöchern. Mangel beherrscht den Alltag, und die Menschen sorgen sich um elementare Dinge, wie Essen und Medikamente. Besonders alte Menschen, Kinder und schwangere Frauen leiden.

Wie erklären Sie sich diesen Niedergang?
Das ist ein Problem der politischen Führung. Und damit meine ich nicht nur die sozialistische Regierung, sondern auch die bürgerliche Opposition. Denn ihre jahrelange Korruption hat 1998 Hugo Chávez erst den Weg zur Macht geebnet. Chávez hatte einige gute soziale Ideen, doch er und seine Clique sind dann ebenfalls der Versuchung der Korruption erlegen und haben zum Zwecke ihres Machterhalts ein totalitäres System errichtet. In der Korruption und der ihr zugrunde liegenden Gier liegt aus meiner Sicht das Kernproblem Venezuelas.

Dabei war Chávez doch angetreten, die Lage der Armen zu verbessern.
Chávez hatte interessante Ideen, die man hätte vertiefen können, zum Beispiel die medizinische Versorgung in den Armenvierteln. Sie brachten auch kurzfristig Verbesserungen. Aber das schnelle Geld aus dem Boom des Erdölpreises wurde nicht nachhaltig investiert, sondern verschenkt. Viele Menschen haben sich daran gewöhnt, von der Regierung alles zu erhalten, dabei haben sie verlernt, auf eigenen Füßen zu stehen. Gerade sie leiden heute Not. Aber auch die Mittelschicht ist abgestiegen. Die Wirtschaftskrise hat zu einer allgemeinen Verarmung geführt.

Bischof Mario Moronta ist als Aktionspartner der Adveniat-Weihnachtsaktion 2019 unter dem Motto „Frieden! Mit Dir!“ eingeladen.



Die politische und wirtschaftliche Krise hat dazu geführt, dass die Menschen massenhaft das Land verlassen. Wie sind Sie in Táchira damit konfrontiert?
Hier kommen sehr viele Migranten an, die auf dem Weg nach Kolumbien sind. Sie schlafen im Freien und haben nichts zu Essen. Wir versuchen, uns um sie zu kümmern. Als Bischof werde ich oft von emigrierenden Gläubigen um den Segen gebeten. Emigration ist ein steiniger Weg. Venezuela war traditionell ein Einwanderungs-, kein Auswanderungsland.

Der Weg ist ziemlich gefährlich, die Grenzregion mutet an wie ein Niemandsland, in dem kein Gesetz gilt …
Die Grenze wird von verschiedenen Mafiabanden kontrolliert, die vom Schmuggel leben: Benzin, Menschen, Drogen, Lebensmittel. Dahinter stecken zum Teil internationale Netzwerke, wie die mexikanische Drogenmafia, und oft sind auch Politiker und Sicherheitskräfte darin verstrickt. Man darf nicht vergessen, dass in Kolumbien gerade erst ein Bürgerkrieg beendet wurde. Viele bewaffnete Gruppen sind noch immer aktiv, auch auf venezolanischer Seite, wo dem Staat zunehmend die Kontrolle entgleitet.

Wie bewegt sich die Kirche in diesem „Minenfeld“?
Wir stellen uns auf die Seite des Volkes. Damit sind wir genauso in Gefahr wie die normale Bevölkerung, aber sie vertraut uns, und das ist für uns ein Schutz. Wir müssen Risiken eingehen, und nicht allen gefällt, was wir tun. Es wäre einfacher, die Hände in den Schoß zu legen, weil man dann niemandem auf die Füße tritt. Aber das ist keine Option. Wir haben eine Verantwortung gegenüber den Gläubigen und müssen ihnen nach Kräften beistehen.

Aber das ist auch riskant. Sie haben schon Drohungen erhalten. Wissen Sie, von wem?
Von unterschiedlichen Seiten. Voriges Jahr haben Regierungskreise zwei Priester als Terroristen gebrandmarkt. Wir forderten die Regierung auf, Beweise dafür vorzulegen, und machten sie verantwortlich für die Sicherheit dieser Priester. Daraufhin kam sofort eine Entschuldigung, es habe sich um eine Verwechslung gehandelt.

Warum räumt die Regierung nicht ein, dass es eine humanitäre Krise gibt?
Die Regierung will das nicht zugeben, weil sie dadurch Schwäche zeigen und das Scheitern ihres Projekts offensichtlich würde. Sie will unter keinen Umständen Kapitalisten um Hilfe bitten. Humanitäre Hilfe bedeutet auch Kontrollverlust, das ist ein weiterer heikler Punkt. Viele Mitglieder der Regierung sehen in der Kirche eine Konkurrenz, denn unsere Hilfe kommt bei den Armen an und wird nicht unterwegs abgezweigt.

Welchen Ausweg aus der Krise sehen Sie? Es gab ja einen Dialog – moderiert seitens des Vatikans –, aber der ist gescheitert.
Ich glaube, der Tiefpunkt ist noch nicht erreicht. Manche Venezolaner glauben noch immer, die momentane Lage sei nur ein Engpass, und mit einem Regierungswechsel zu lösen. Andere hoffen, das Ausland werde intervenieren. Aber das sind Scheinlösungen. Eine ausländische Intervention ist immer von eigenen Interessen geleitet und führt in der Regel zu mehr Polarisierung und zerrütteten Staaten, wie zum Beispiel im Irak. Wir Venezolaner müssen das Problem selbst lösen.

Wie könnte so eine Lösung aussehen?
Wir müssen ganz unten anfangen und die Gesellschaft auf ein neues Fundament stellen, auf christliche Werte und Solidarität. Die Regierung hat versucht, die Menschen von oben zu organisieren. Aber das kann man nicht per Dekret verordnen, man muss die Menschen anleiten und begleiten. Wir brauchen eine neue politische Führungsriege und eine Neugründung des Landes mit einer neuen Zukunftsvision, die alle gleichermaßen berücksichtigt.

Das klingt utopisch und mutet sehr langfristig an …
Ja sicher, aber es ist der einzig gangbare Weg. Als Kirche haben wir zum Beispiel schon lange vor der Krise angefangen, Basisgemeinden zu organisieren. Das ist jetzt ein großes Plus, denn wenn die Menschen organisiert sind, ist es viel einfacher, solidarisch zu sein und sinnvoll und effizient Hilfe zu leisten. Die Menschen müssen sich als Teil der Kirche fühlen und engagieren, dann kann daraus gemeinsam etwas Größeres entstehen. Wenn Kirche gleichbedeutend ist mit dem, was der Bischof in der Messe sagt, ist sie eine passive und sterile Kirche.

Links: Bischof Mario Moronta in der Kirche.

Unten: In den vergangenen Monaten sind tausende Venezolaner über die Grenzbrücke nach Cúcuta, Kolumbien, geflüchtet.

Die dreifache Kaffeekrise

HONDURANISCHE KAFFEEBAUERN IN SCHWIERIGKEITEN

TEXT: KNUT HENKEL, FOTOS: MARKUS DORFMÜLLER

Im äußersten Westen von Honduras, direkt an der Grenze zu El Salvador, blicken die Kaffeebauern der Genossenschaft Combrifol sorgenvoll in die Zukunft. Erst hat der Kaffeepilz für einbrechende Erträge gesorgt, nun machen sich Klimawandel und niedrige Börsenpreise negativ bemerkbar. Für die Bauern sind das alles andere als einfache Bedingungen.

Locker hält José de la Paz Romero die Cuma, eine gebogene, leicht sichelförmige Machete, in der Hand. Heute ist kaum etwas zu tun auf seiner kleinen Kaffeeplantage. Es ist Ende November und der 26-Jährige macht mit ein paar befreundeten Kaffeebauern und Mitglieder der Genossenschaft Combrifol einen Kontrollgang: Er inspiziert hier und da ein paar Blätter auf die Sporen vom Kaffeepilz, prüft die Bodenfeuchtigkeit und kontrolliert die dicken Kaffeekirschen, die an den Zweigen hängen. Einige sind grün, andere schon leuchtend rot. „Zwei Wochen sind es noch, dann beginnen wir mit der Ernte“, meint er und schiebt den Hut mit der breiten Krempe in den Nacken.

José de la Paz Romero lebt in El Mono, einem kleinen Weiler im Landkreis Nahuaterique in Honduras, nahe der Grenze zu El Salvador. Von seinem an einem Steilhang liegenden Kaffeefeld sind es nur vier bis fünf Kilometer Luftlinie ins Nachbarland. In langen Reihen stehen die jungen Kaffeesträucher am Terrassenhang, ein Drittel hat er vor einem Jahr angepflanzt, ein weiteres Drittel vor zwei Jahren und die größten Pflanzen, deren Äste die dicken Kirschen kaum mehr tragen können, vor gut drei Jahren. Für den kräftigen, mittelgroßen Mann mit Kinnbart ist es die erste Ernte auf der neuangelegten kleinen Plantage. Er ist gespannt, ob sich die harte Arbeit der letzten drei Jahre rentieren wird.

Das gilt für nahezu alle Mitglieder der Gruppe „Nuevo Renacer El Mono“. Der Name, der so viel bedeutet wie „Wiederbelebung von El Mono“, kommt nicht von ungefähr, denn die abgelegene Grenzregion zählt zu den vergessenen Gebieten von Honduras. Hier kommt kaum staatliche Unterstützung an. Ein Beweis dafür ist die Buckelpiste, die El Mono mit dem Rest des Landes verbindet. In der Regenzeit ist sie nicht mehr zu befahren, weil die Räder der Autos im Schlamm steckenbleiben. „Wir sind hier ziemlich abgehängt“, gibt Abdon Ventura schulterzuckend zu. Er ist einer von 21 Genossenschaftsmitgliedern, darunter drei Frauen, die sich in der Gruppe von El Mono zusammengeschlossen haben.

Die Frauen und Männer helfen sich gegenseitig, koordinieren die nötigen Transporte von und zu den Parzellen, wo die buschigen Sträucher mit den Kaffeekirschen stehen. Das ist die einzige Chance für die Kleinbauern, um zum Bespiel den selbst zusammengestellten Biodünger zu den Feldern zu bringen. Eigene Fahrzeuge haben die Bauern, die oft auf weniger als einem Hektar Kaffee anbauen, nicht. Sie sind Eigentum der Genossenschaft.

NEUANFANG NACH DEM KAFFEEPILZ

„Das funktioniert, und wir haben direkt neben dem Dorf auch eine kleine Anlage zum Schälen der Kaffeekirschen und zum Trocknen der Kaffeebohnen gebaut“, sagt Ventura. Der Mann, der wie die meisten anderen hier der indigenen Ethnie der Lenca angehört, ist der gewählte Sprecher der Gruppe. Er engagiert sich im Dorf und bei Combrifol. So lautet die Kurzform für Cooperativa Mixta „Brisas de la Frontera“ (Gemischte Genossenschaft „Grenzwinde“). Gemeinsam wollen die Kleinbauern dem Kreislauf der Armut entfliehen und ihre eigene Zukunft gestalten – mit Kaffee. Der ist neben Honig →

Links: Kaffeebauer José de la Paz Romero sieht auf seinem Feld nach dem Rechten. In der Hand hält er die Cuma, eine sichelähnliche Machete.

das einzige Produkt, welches sich trotz nicht asphaltierter Straße vermarkten lässt. Früchte etwa würden bei der ruckeligen Fahrt über Schlaglöcher und Steine zu leicht beschädigt, so dass sie bei ihrer Ankunft am Markt nicht mehr zu verkaufen wären.

Ein wichtiger Schritt in die Zukunft ist die eigene Schäl- und Trockenstation für Kaffeebohnen. Zur Hälfte ist sie von der Genossenschaft finanziert, die andere Hälfte haben die Kleinbauern selbst aufgebracht, um den Neuanfang nach den Jahren, in denen der Kaffeepilz einen Großteil der Ernte zerstört hat, voranzu-

treiben. Die kleine Anlage kommt bei der diesjährigen Ernte, die von Dezember bis Ende März geht, zum ersten Mal zum Einsatz, und das Gros der Kaffeekirschen, die dort geschält und getrocknet werden, stammt von jungen Kaffeesträuchern. „Wir haben die Kaffeesträucher in den letzten vier, fünf Jahren nahezu komplett ausgetauscht. Der Kaffeepilz ‚La Roya' hat viele der alten Pflanzen kaputt gemacht", erklärt Abdon Ventura und deutet wie zum Beweis auf die kleinen Pflanzen, die Kollege José de la Paz Romero in diesem Frühjahr angepflanzt hat. Die Setzlinge für die Neuanlage der kleinen Plantage hat Combrifol geliefert und heute sind Eduardo Caceres, der Geschäftsführer, und Jorge Rivas Hernández, der Agrartechniker, vor Ort, um sich ein Bild von der Situation zu machen. Sichtlich beeindruckt sind die beiden davon, wie gut die jungen Pflanzen tragen und wie gering der Befall mit dem Kaffeepilz ist. „Die Genossen haben ihre Hausaufgaben gemacht", lobt der 42-jährige Caceres, der die Genossenschaft vor 14 Jahren mitbegründete. Er hofft auf steigende Erträge in den nächsten Jahren, weil weitere Flächen in Produktion gehen werden – positive Aussichten für die Bauern nach drei schwierigen, ertragsschwachen Jahren.

Doch die guten Aussichten werden getrübt vom Kaffee-Weltmarktpreis. Der liegt derzeit mit 1,02 Dollar pro amerikanisches Pfund Kaffee von 456 Gramm (Stand: 16. Januar 2019) so niedrig, dass noch nicht einmal die Produktionskosten von rund 1,30 Dollar pro Pfund gedeckt sind, so Caceres. Die Genossen von Combrifol haben das Glück, feste Abnehmer wie die Mitka (Mittelamerika Kaffee Im- und Export GmbH) und Flying Roasters aus Berlin zu haben, die faire Preise zahlen. „Sonst könnten wir den Laden jetzt dicht machen", sagt Eduardo Caceres deutlich. Die feste Partnerschaft sichert den Bauern die Existenz. Allerdings könnte sich der niedrige Weltmarktpreis nach der Ernte durchaus auswirken. Ein Teil der Erträge wird in der Regel auf dem freien Markt verkauft und dort ist der Börsenpreis von New York die Messlatte. Das ist nicht das einzige Problem, mit dem die Bauern in Nahuaterique und in der Kaffeeregion von Marcala zu kämpfen haben, denn auch der Klimawandel ist ein Faktor, der sich negativ bemerkbar macht.

Oben: Ein Kaffeestrauch mit fast reifen Kirschen.

Rechts: Erntedank nach der Tradition der Lenca im Kaffeedorf El Mono in der Region Nahuaterique.

„Hier in der Region ist es vor allem die Trockenheit, die uns in den Lagen über 1.800 Meter zu schaffen macht", erklärt Abdon Ventura. Für ihn ist das ein Grund, weshalb er sein Kaffeefeld im Schatten von Kiefern, Obstbäumen und Bananenstauden angelegt hat. So ist es vor zu viel Sonne geschützt und zugleich halten die Wurzeln den Boden und die Feuchtigkeit fest. Ein Faktor, der dafür gesorgt hat, dass ihm die Kaffeebohnen nicht am Strauch vertrocknen, wie es anderen Bauern in der Region passiert ist. Doch das ist nicht das einzige Problem. In niedrigeren Lagen pro-

Neu gezogene Kaffeepflanzen auf dem Gelände der Genossenschaft.

duziert der Kaffeestrauch hier und da auch Blüten zur Unzeit – dann, wenn die dicken Kaffeekirschen rot am Strauch hängen. „Der Kaffee verliert die Orientierung", bestätigt Ventura. Auch Eduardo Caceres weiß von dem Phänomen, das in Honduras wichtigster Kaffeeregion Marcala bisher noch recht selten auftritt. Doch die Prognosen der Klimaforscher sind nicht gerade rosig. Eine Studie des australischen Klima-Instituts etwa besagt, dass bis 2050 weltweit die Hälfte der Anbaugebiete verloren gehen wird. Der Klimawandel sorgt dafür, dass es dem Kaffee zu heiß werden wird, prognostizieren die australischen Experten.

KLIMAWANDEL BEDROHT DEN KAFFEE

Laut der Studie ist Mittelamerika von dieser Entwicklung besonders stark betroffen. Hier könnten in den nächsten 30 Jahren bis zu 88 Prozent der Anbauflächen verschwinden. Für die Bauern von Nahuaterique, die zwischen 1.600 und 1.850 Metern über den Meeresspiegel anbauen, ist das keine direkte Bedrohung. Doch für die Bauern in anderen Regionen des Landes sowie im benachbarten Guatemala und Nicaragua könnte der Klimawandel zum Desaster werden. Diese negativen Prognosen waren auch am Rande der Klimakonferenz im polnischen Katowice im Dezember ein Thema. Doch auf staatliche oder internationale Hilfe können die Bauern nicht setzen. Letztendlich sind sie auf sich gestellt und müssen selbst Wege finden, die Folgen des Klimawandels abzufedern. Unter anderem deshalb erwarten Migrationsexperten wie Danilo Rivero aus Guatemala, dass sich in Zukunft mehr Menschen auf den Weg in Richtung USA machen werden. Ein realistisches Szenario.

In Nahuaterique ist das derzeit kein Thema. Dort konzentrieren sich die Bauern der Gruppe „Nuevo Renacer" erst einmal auf den Ernteauftakt und sie hoffen, dass der Weltmarktpreis für das Pfund Kaffee in den nächsten Wochen noch über den Produktionspreis klettert. Insgeheim hegt Kaffeebauer Ventura die Hoffnung, dass die Qualität der Bohnen in diesem Jahr so gut sein könnte, dass sich weitere Röstereien für den Kaffee aus der Grenzregion von Honduras interessieren – und dafür einen Preis deutlich über dem Weltmarktpreis zahlen.

ADVENIAT ZUM STAUDAMMBRUCH IN BRASILIEN

Ein Verbrechen an Mensch und Umwelt

„Der Dammbruch von Brumadinho ist ein weiteres Verbrechen der Bergbauindustrie an Mensch und Umwelt.“ – Das beklagen Norbert Bolte, Brasilien-Experte von Adveniat, und die brasilianischen Projektpartner des Lateinamerika-Hilfswerks. Der Damm, der am 25. Januar 2019 gebrochen ist, war 1976 von einer Tochterfirma des deutschen Konzerns Thyssen gebaut und vom TÜV Süd im vergangenen September geprüft und abgenommen worden. Der Dammbruch löste eine Schlammlawine aus, die bis zu 300 Menschen unter sich begrub. Die brasilianische Bischofskonferenz fordert dringend gesetzliche Regelungen, welche die Fokussierung der Bergbauindustrie auf exorbitante Gewinne beenden. „Menschliche Opfer“ würden wissentlich genauso in Kauf genommen wie die „Plünderung der Umwelt mit einer konsequenten Zerstörung der Biodiversität“. Auch die Umweltkommission der Kirchenprovinz Mariana im Bundesstaat Minas Gerais erklärte ihre Solidarität „mit den Opfern des erneuten Umweltverbrechens“.

Im Erzbistum Mariana war bereits vor drei Jahren der Staudamm eines Rückhaltebeckens geborsten. Bis heute warten die Angehörigen der 19 Opfer sowie die vielen Menschen entlang des Flusses Rio Doce, der bis zu seiner Mündung in den Atlantik durch die giftigen Abwässer verseucht worden war, auf eine angemessene Entschädigung und Gerechtigkeit. „Der 25. Januar 2019 darf nicht in Vergessenheit geraten und die Straflosigkeit darf sich nicht wiederholen, wie im Fall des Verbrechens in Mariana“, heißt es in der Solidaritätserklärung der vom Lateinamerika-Hilfswerk Adveniat unterstützten Umweltkommission Mariana.

Das Lateinamerika-Hilfswerk Adveniat unterstützt mit der Kirche vor Ort die Opfer dabei, ihre Rechte gegenüber den Bergbaukonzernen und dem brasilianischen Staat durchzusetzen. Wie notwendig diese Arbeit ist, zeigt die aktuelle Aussage der Erzdiözese Mariana: „Auch drei Jahre nach dem Verbrechen ist der Kampf für die Rechte der Betroffenen höchst schwierig.“ (sun)

Bereits vor drei Jahren brach das Rückhaltebecken einer anderen Eisenerzmine in Minas Gerais und überflutete ein ganzes Dorf mit giftigem Schlamm. Foto: privat

ADVENIAT BEIM WELTJUGENDTAG 2019 IN PANAMA

Pilger aus Paderborn besuchen Hilfsprojekt

„Mein Gott, da kommen mir meine eigenen Probleme so klein vor“, sagt Weltjugendtags-Pilgerin Lisa-Marie Meier nach dem Besuch des Adveniat-Aidshilfeprojektes am 22. Januar 2019 in Panama-Stadt. Auf dem Hinflug habe sich die 26-Jährige aus Castrop-Rauxel noch Gedanken über die Finanzierung eines Autos gemacht. Jetzt überlege sie, wie sie die Aids-Kranken von Deutschland aus unterstützen kann. Auch das gehörte zum Weltjugendtag: Sich einlassen auf die Menschen im Gastgeberland, insbesondere auf die, die am Rande der Gesellschaft stehen oder – wie die HIV-Infizierten in Panama – von ihr ausgeschlossen sind. Das Lateinamerika-Hilfswerk Adveniat ermöglichte fast 600 deutschen Pilgerinnen und Pilgern solche Projektbesuche.

Mit jährlich 1.400 Neuinfektionen ist das vier Millionen Einwohner zählende Panama das Land mit der höchsten HIV-Infektionsrate in Zentralamerika. 17 alleinstehende Aids-Kranke wohnen unter dem Dach der Stiftung „Haus des guten Samariters“ im Viertel Juan Díaz in Panama-Stadt, die während des Weltjugendtags auch Besuch von Papst Franziskus bekam. Dankbar sind die Bewohner, die bisher von der Gesellschaft wie lebende Tote behandelt werden, dass der Papst auf ihre Situation aufmerksam macht. Und dankbar sind sie auch für die Begegnungen mit den deutschen Pilgerinnen und Pilgern. „Dass mich jemand in den Arm nimmt, und keine Angst hat, sich dabei anzustecken, kenne ich eigentlich gar nicht“, sagt Bewohnerin Linet leise. Laut ist hingegen ihre Botschaft an die Jugendlichen aus Deutschland: „Passt auf euch auf und schützt andere. Das Leben ist wertvoll!“ Mit Hilfe des Adveniat-Projektes konnte sie eine gesunde Tochter zur Welt bringen, ihren eigenen Gesundheitszustand stabilisieren und Lesen und Schreiben lernen.

Die Tränen stehen der taffen Sozialarbeiterin aus Castrop-Rauxel in den Augen. „Ich bin ziemlich ergriffen“, sagt sie und atmet tief durch. „Es war am Anfang schwer, weil wir da so reinspaziert sind wie Touristen – nach dem gemeinsamen Vormittag verlassen wir hier aber Freunde.“ (ck)

Links: Pilger aus dem Erzbistum Paderborn und Bewohner des Adveniat-Aidshilfeprojekts. Foto: Carolin Kronenburg

ADVENIAT-KOMMISSION ZU BESUCH IN ECUADOR

„Amazonassynode hat auch für Deutschland eine große Bedeutung“

Adveniat wird die Amazonassynode, zu der Papst Franziskus für den Herbst 2019 nach Rom eingeladen hat, intensiv begleiten und die Themen mit nach Deutschland bringen. Das kündigte Weihbischof Dr. Reinhard Hauke (Erfurt), stellvertretender Vorsitzender der Adveniat-Kommission, zum Abschluss einer Reise der Kommission nach Ecuador an. „Der Schutz des gemeinsamen Hauses im Amazonasbecken ist eine Überlebensfrage für die gesamte Welt. Die Amazonassynode hat daher auch eine große Bedeutung für Deutschland“, sagte Hauke. „Es geht aber nicht nur um die ökologische Frage, sondern auch um die Zukunft der mehr als 400 indigenen Völker, die dort leben.“

Hauke betonte, die Bewahrung des Wissens und der Spiritualität der Indigenen stehe im Vordergrund.

Mit dem länderübergreifenden kirchlichen Netzwerk Repam (Red Eclesial PanAmazónica), das seinen Sitz in der ecuadorianischen Hauptstadt Quito hat, verfüge die Kirche über ein innovatives Instrument, das auch politisch wirke und die Menschenrechte der Indigenen einklage. „Es ist gut, dass Adveniat das Netzwerk nicht nur fördert, sondern gleichzeitig auch aktives Mitglied des Netzwerkes ist“, sagte Hauke. (cf)

So können Sie sich für die Menschen in Lateinamerika einsetzen: online spenden auf → **www.adveniat.de**

Die Bischöfliche Kommission Adveniat hat im Januar 2019 eine Woche lang Ecuador bereist und sich dabei intensiv über die Situation im Amazonasraum informiert. In Puyo, wo 2014 die Gründung von Repam beschlossen wurde, besuchte die Kommission Siedlungen der Kichwa-Indigenen und zahlreiche Adveniat-Bildungsprojekte. Foto: Jürgen Escher

Bischöfliche Aktion Adveniat e.V., Postfach 10 01 52, 45001 Essen
PVSt, Deutsche Post AG, Entgelt bezahlt, K 52635

„Wir müssen ganz unten anfangen und die Gesellschaft auf ein neues Fundament stellen, auf christliche Werte und Solidarität. “

Mario Moronta, Bischof von San Cristóbal, Venezuela

adveniat
für die Menschen
in Lateinamerika